

Leseprobe aus:  
**Ioana Pârvulescu**  
**Wo die Hunde in drei Sprachen bellen**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien







Ioana Pârvulescu

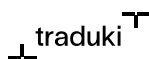
# Wo die Hunde in drei Sprachen bellen

Roman

Aus dem Rumänischen  
von Georg Aesch

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel  
*Inocenții* im Humanitas Verlag, Bukarest.



Die Herausgabe dieses Werks wurde gefördert durch TRADUKI, ein literarisches Netzwerk, dem das Bundesministerium für europäische und internationale Angelegenheiten der Republik Österreich, das Auswärtige Amt der Bundesrepublik Deutschland, die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia, die Interessengemeinschaft Übersetzerinnen Übersetzer (Literaturhaus Wien) im Auftrag des Bundesministeriums für Kunst, Kultur, öffentlichen Dienst und Sport der Republik Österreich, das Goethe-Institut, die S. Fischer Stiftung, die Slowenische Buchagentur, das Ministerium für Kultur und Medien der Republik Kroatien, das Ressort Kultur der Regierung des Fürstentums Liechtenstein, die Kulturstiftung Liechtenstein, das Ministerium für Kultur der Republik Albanien, das Ministerium für Kultur und Information der Republik Serbien, das Ministerium für Kultur Rumäniens, das Ministerium für Bildung, Wissenschaft, Kultur und Sport von Montenegro, die Leipziger Buchmesse, das Ministerium für Kultur der Republik Nordmazedonien und das Ministerium für Kultur der Republik Bulgarien angehören.



Dieses Buch erscheint mit Unterstützung des Programms TPS  
des Rumänischen Kulturinstituts in Bukarest.

1. Auflage 2021

ISBN 978-3-552-07228-2

© HUMANITAS, 2016

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nadine Clemens, München

Autorenfoto: © Mihai Benea

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Foto: © Espen Eichhöfer / Ostkreuz

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen  
Quellen  
FSC® C083411

Für Adina, Tudor, Mihai und Cristi,  
und natürlich für dich.



»Wenn man ins Leben viele solche Erinnerungen mit sich nehmen kann, so ist der Mensch für sein ganzes Leben gerettet.«

Fjodor M. Dostojewskij, *Die Brüder Karamasow*





## Warnung

Die folgenden Begebenheiten haben sich in einer anderen Welt zugetragen. Nicht nur die Geschichte, die das Alltagsleben der Menschen im Hintergrund webt, war eine andere, auch die Gegenstände, die ihre Handlungen bestimmen, waren anders. Das Telefon gab es, allerdings nur mit Festanschluss, einen großen, meist schwarzen Apparat, gewöhnlich aus Ebonit, der etwa ein halbes Kilo wog und entweder eine gekringelte oder eine geflochtene Schnur hatte und eine weiße Scheibe mit zehn Ziffern, über der sich eine andere, schwarze, durchbrochene drehte.

Man steckte den Zeigefinger in die Öffnung über einer Ziffer, drehte die Scheibe bis zum Anschlag, und wenn man sie losließ, drehte sie sich leise federnd zurück. Die gelochte Scheibe ließ sich im Uhrzeigersinn bis zu einem metallischen Haken bewegen, an dem der Finger steckenblieb, die Ziffern waren in dem Rund ebenfalls gegen den Uhrzeigersinn aufgereiht.

Telefonieren war lustig, es war ein Spiel, bei der 1 kehrte die Scheibe alsbald in ihre Ursprungsstellung zurück, bei der 5 schon schwerer, bei der 9 und der 0 dauerte es eine Ewigkeit, vor allem wenn man es eilig hatte, dann kam das Besetztzeichen, und man musste die Nummer erneut wählen.

Jeder Anruf war also ein Hin und Her von kreisförmigen Bewegungen, ein gegenläufiges Ballett von Hand und Scheibe, als wollte man die Ziffern an sich heranführen, worauf

sie entschlüpfen und zurückflogen.\* Manche Leute behaupteten, sie könnten anhand der Zeit, die es dauerte, bis die Wählscheibe in die Ausgangsposition zurückschnellte, die gewählte Nummer erkennen. Alle Apparate klangen gleich. Zrrr! Zrrr! Mobiltelefone gab es nicht, wenn jemand wegging, konnte man nicht wissen, wo er ist, wann er zurückkommt, wieso er sich verspätet. Wenn man jemanden treffen wollte und der nicht erschien, schaute man zunehmend besorgt auf die Uhr (die Armbanduhr, ein wichtiger Gegenstand, im Besitz dessen man als erwachsen galt) und begann, sich allerhand Gedanken zu machen. Und der andere, der sich verspätete, konnte einen nicht benachrichtigen und machte sich allerhand Gedanken über deine Gedanken.

Die Kinder wussten ungeahnte Spiele zu erfinden mit dem Computer, den jeder von uns im Hirn hat. Das hatte einen großen Vorteil: Sie langweilten sich nicht, solange ihr Gehirn funktionierte. Fernseher waren im Begriff, zu einem gewöhnlichen Gegenstand zu werden, allerdings waren sie schwarzweiß, und nicht alle konnten sie sich leisten. Den Begriff Internet gab es nicht, demzufolge auch kein Google oder E-Mail, und die Riesenrechner, phantastische Gerätschaften, waren Fachleuten vorbehalten.

Obwohl es das alles noch nicht gab, obwohl die Geschichte niemanden verschonte, gab es immerhin den Menschen, wie es ihn immer schon gegeben hatte, mit all seinen Wünschen und Ängsten, die den unseren sehr ähnlich sind, wenngleich wir das Internet haben. Die Sorgen der Leute in dem Haus auf der Strada Maiakowski (ehemals und nachmals Sfântu Ioan), vier Kinder, vier Erwachsene und vier noch recht junge Alte,

\* Ich hoffe, ich habe jenen, die noch nie so telefoniert haben, Lust darauf gemacht. Jedes Gerät der Vergangenheit ist auf seine Art Science-Fiction.

können mühelos auch jene verstehen, die, gefangen in den bequemen Fallen des digitalen Zeitalters, beispielsweise nicht mehr wissen, wie das ist, wenn man sich tagelang nach jemandem sehnt, ihn aber weder anrufen noch ihm eine Nachricht senden kann.



## Das Haus

*Später hat mir jemand gesagt,  
das sei das Paradies schlechthin*

Damals hatten die Häuser für mich ein Gesicht. Will sagen, ein menschliches Gesicht. So malte ich sie auch, stets mit zwei Fenstern, das waren die Augen, unten in der Mitte ein überwölbtes Tor, der Mund, missmutig. In die Augen setzte ich manchmal auch Topfpflanzen mit roten Blüten. Nie hatten sie eine andere Farbe: Meine Welt war einfach und wiederholte sich, ohne mich zu langweilen. Später hat mir jemand gesagt, das sei das Paradies schlechthin.

Natürlich erschienen mir die Häuser, wenn ich durch die Straßen meiner Geburtsstadt ging, verschieden, allerdings hatten sie alle ein menschliches Gesicht. Ich erinnere mich an ein großes, mit etwa acht Augen, von denen eins kaputt und verbunden war, weil es aber immerhin noch sieben ganze hatte, betrachtete ich es nicht als blind im Unterschied zu einem anderen, einem richtigen Piraten mit einem einzigen Auge, da das andere von Efeu bedeckt war. Das Hotel Aro wiederum, das uns den Rücken zukehrte, hatte von oben bis unten nichts als Augen. Nasen hatten die Häuser in meiner Kindheit keine, dadurch machten sie einen durchaus wohlanständigen Eindruck.

Unser Haus war in derselben Stadt geboren wie ich. Zusammen wohnten wir auf der Strada Vladimir Maiakowski, und

diesen Namen konnte niemand richtig schreiben. Die einen schrieben ihn mit zwei chi, andere mit chi und k, viele setzten ein y ans Ende. Nur für die ganz Alten war der Name Maia-kowski ganz einfach Sfântu Ioan, sodass unser Haus mitsamt Dachboden und Keller, was man nicht für möglich gehalten hätte, zweimal im Leben die Adresse änderte: Einmal um 1950 war es von der Sfântu Ioan auf die Maiakowski umgezogen, dann zog es 1990 von der Maiakowski zurück auf die Sfântu Ioan. Mit den Augen stand es nicht zum Besten, es hatte eins zu viel oder eins zu wenig, wie man es nahm: zwei im Erdgeschoss, etwas nah beieinander, und drei in der ersten Etage. Wenn man genauer hinsah, hatte auch das Ziegeldach zwei Glubschäuglein, von denen eines seltsamerweise am Abend erleuchtet war. Sein Mund war schmal und stand senkrecht, so, dass er zur Not ein Auto schlucken konnte. Das allerdings kam selten vor, wenn Gäste aus einer anderen Stadt kamen, gewöhnlich fraß er nur Menschen, vier Familien und uns, die vier Kinder des Hauses. Das waren zwei Mädchen und zwei Buben, Geschwister und Cousins, in der Reihenfolge ihrer Ankunft auf der Welt: Dina, Doru, Matei und Ana. Ana bin ich, wie du weißt. Dina hatte ein ovales Gesicht mit weißer Haut, gerahmt von kastanienbraunen Haaren, mandelförmige blaue Augen und geschwungene Wimpern. Sie war schön und schien über den Dingen zu schweben. Doru kam in denselben Farben daher wie seine Schwester, allerdings war er kurzgestutzt und redete weniger als sie, dabei geriet er, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte, kurz ins Stottern, was uns überhaupt nicht auffiel. Er aber lenkte von sich aus unsere Aufmerksamkeit darauf, freuten wir uns doch alle sehr, wenn wir mit einer ungewöhnlichen Eigenheit brillieren konnten. Mein Bruder Matei hatte grüne Augen und einen scharfen Blick, den er von Großvater geerbt hatte, dazu Einfälle, die für die ganze Gruppe

ausgereicht hätten, stets war etwas Neues dabei. Er war wie Quecksilber. Dina war sieben, Doru fünf, Matei zwei Jahre älter als ich. Ich selbst hatte zu jener Zeit ein Vollmondgesicht, runde schwarze Augen, und rannte ihnen hinterher, ohne irgendetwas zu begreifen. Morgens spuckte uns das Haus alle durch denselben Mund aus, in der Reihenfolge, in der wir zum Kindergarten oder zur Schule mussten, die zufällig mit der Reihenfolge übereinstimmte, in der wir zur Welt gekommen waren. Ich war als Letzte gekommen und ging als Letzte.

Drinne, im Bauch des Hauses, geschahen merkwürdige Dinge. Am schwersten zu verstehen war, dass wir nicht alle, Alte, Erwachsene und Kinder, im selben Haus wohnten, dieses nahm nämlich jeweils die Form der Generation an, die es gerade beherbergte. Für die Alten, die es vor sehr langer Zeit gekauft hatten, war das Haus eine Welt für sich, voller untergegangener Lebensarten: Betten mit algengleich geschwungenen Rahmen und Schränke mit ebensolchen Kanten, ein hoher, kristallener schimmernder venezianischer Spiegel, der die beiden Weltkriege unbeschadet überdauert hatte, silbernes Besteck mit verschlungenen Initialen auf den Griffen, ein Gefäß mit in Elfenbein geschnitzten Najaden, Bilder von weißen Schneefeldern, entblätterten Bäumen und schwarzen Vögeln, die mir etwas düster erschienen, Kleider mit allerhand Knöpfchen, Schlaufen und Rüschen wie winzige Fächer, Servietten und Tischtücher mit gestickten Säumen und Monogrammen, Bänder, die zu Fliegen gebunden wurden, ein Spazierstock, eine Hemdbrust. Und jede Menge Hüte, die wir anprobieren und die uns über die Augen rutschten. Steckte man die Nase in den Schrank, hatte man sie gleich voller Parfüm und Stärke. Die Worte der Alten schienen ebenfalls mit Säumen, Falten, Parfüm und Monogramm versehen. Irgendwann hörte ich sie mit immer weiter gesenkter Stimme von *Gold-*



*füchslin* reden, ich spitzte die Ohren, weil ich meinte, es ginge um Tierchen, die ich nur zu gern gesehen und gestreichelt hätte, aber ich fragte nicht nach.

Für die Erwachsenen, die Kinder der Alten, war das Haus ein Schrecken, ebenso wie wir, die Kinder der Erwachsenen, und sie waren kaum jemals zufrieden, weder mit ihm noch mit uns. Auch die Erwachsenen waren Kinder im selben Haus gewesen. Jetzt wollten sie es verändern, es herrichten, es verbessern: Mal ging es ums Dach, durch das es hereinregnete, mal um die abblätternde Farbe im Treppenhaus, um die eine oder andere Tür, die nicht mehr schloss, weil sie von der Feuchtigkeit gequollen war, um alte Rohrleitungen, den verstopften Kanal, die Mäuse auf dem Dachboden, kurzum, sie gönnten ihm keine Ruhe, und das Haus zahlte mit derselben Münze zurück, es ließ ihnen seinerseits keine Ruhe. Sie sagten, es sei alt, es sei von vornherein nicht gut geplant worden, wir hätten keinen Platz. Nicht zu reden davon, dass sie dauernd etwas daraus verkauften – es tat einem in der Seele weh. Sie sagten, sie hätten keine Wahl. Sie sagten, man sollte nicht an Dingen hängen. Sie sagten, sie bräuchten Geld. Sie sagten: »Hauptsache, gesund!«

Für uns Kinder hingegen war das Haus stets frisch und anziehend, ein Ort der Entdeckungen, makellos, unendlich und unsterblich. Damals wusste ich allerdings auch von den Menschen noch nicht, dass sie sterben, wie denn dann von Häusern, Städten, Kulturen oder Sternen. Aber das Leben war gerade im Begriff, mir zu zeigen, dass es anders ist. Ein Leben lang habe ich gelernt: Nichts ist wirklich so. Jedenfalls zog jeder, der ein Alter verließ, um in ein anderes einzutreten, auch in ein anderes Haus. Will sagen, aus dem einen unsichtbaren in ein anderes unsichtbares.

Die Sommerferien rückten näher. In unseren Familien war

die Stimmung seit einer Weile angespannt, aus heiterem Himmel gab es Streit, und unsere Großtante Magda, eine Frau, die stärker war als Männer, obwohl ihre Hand ganz heftig zitterte, als hackte sie in einem fort Auberginen, hatte ich einige Male mit geröteten Augen ertappt. Alle nannten wir sie Tante, behalt diese Einzelheit bitte im Sinn, denn von nun an werde ich sie nur so nennen. Ihr Mann wiederum, Onkel Ionel, mit immer noch schwarzem Schnurrbart und weißem Bürstenhaar, der zwei Stimmen hatte, eine fröhliche und eine ärgerliche, hatte in letzter Zeit eine dritte hinzubekommen, eine verbitterte:

»Verdammter Mist! Was machen wir bloß mit diesem Schimmel?« Dabei zeigte er auf die Treppe, wo sich an der Wand ein feuchter Fleck Stufe um Stufe nach oben zog wie ein Schatten.

So eindrucksvoll, wie sie waren, er und seine Stimmen, hätte man nicht gedacht, dass er dermaßen schwächeln könnte, aber unter allen in dem Haus war er der Empfindsamste. Immerhin schlug er manchmal mit der Faust auf den Tisch, dass es zum Fürchten war. Dann schürzte die Tante ihre schönen Lippen, warf ihm einen bestimmten Blick zu und ging aus dem Zimmer. Die beiden wohnten im Erdgeschoss, und da sie keine Kinder hatten, zogen sie meine Cousine auf. Dina hatte zwei Mütter und zwei Väter, was oft genug zu Verwirrungen führte.

Als Antwort hatte Onkel Ionel den Seufzer seiner Frau erhalten, dann lachte sie nervös auf mit ihren Lippen wie die einer Schauspielerin – um den Mund ähnelte sie Jane Fonda, und sprach eine paar unverständliche Worte ohne Monogramm:

»Ersticken sollen sie dran!«

Ich erschrak. Was Schimmel hieß, wusste ich nicht, vor meinen Augen aber ging etwas vor sich, was aussah, als schwitz-

ten oder weinten die Wände. Wieso schwitzte unser armes Haus? War ihm warm geworden? Hatte es Angst?

Um diese Frage zu debattieren, versammelte sich unsere Gruppe sofort um die Tanne auf dem Hof gegenüber, der an die Kirche Sfântu Ioan grenzte. Merkwürdigerweise hatte sie nicht auch den Namen Vladimir Maiakowski angenommen. Wahrscheinlich hatten sie nicht daran gedacht. Der Hof mit der Tanne war reizvoll wie eine Zauberei, er lag an unserer und endete auf der anderen Seite in einer anderen Straße. Du konntest deine Spuren verwischen, die Feinde abschütteln, die dich gefangen nehmen, an Händen und Füßen fesseln und foltern wollten, um deine Geheimnisse zu erfahren. Wir achteten stets darauf, diese Möglichkeit auszuschließen. So wurde es in den Büchern gemacht, und so hielten auch wir es für richtig, und so machten wir es auch! Die ganze Kindheit über lernten wir stets das eine: Überleben. Und alle Eltern und Großeltern und Onkel und Tanten und Großonkel und Großtanten zeigten uns, wie's geht. Die Tanne aber gehörte uns wie jedes Spielzeug, spielten wir doch Fangen um sie herum oder »passten ab«, der Reihe nach, an sie geschmiegt, die Augen fest zugeedrückt, die Hände an ihre raue, harzige Rinde gepresst, während die Mitspieler sich irgendwo in der Nähe versteckten. Ich konnte mich nicht enthalten, mit dem Zeigefinger schon ab und zu einen Harztropfen zu zerdrücken, eine Träne, vermeintlich zuckersüß wie nur der Honig in der Speisekammer im Erdgeschoss unseres Hauses. Wenn man sich dann allerdings die Hände damit verschmierte, ging diese Tannensalbe im Unterschied zum Honig selbst mit Seife nicht ab, lange Zeit hatte man einen bräunlichen Fleck zur Erinnerung. Führte man die Hand an die Nase, duftete der Fleck immer noch berückend. Ich hatte gehört, Harz sei das Blut der Tanne und trete nur dort aus, wo man ihr Wunden und Kratzer zufügt. Unsere Tanne

hatte offenbar ziemlich viele Wunden, denn es war für mich überhaupt kein Problem, Harz an ihrer Rinde zu finden und mich wunderbar schmutzig zu machen. Aus meinen Schrammen und denen der anderen Kinder tropfte nur gewöhnliches Blut, rot und ungezuckert und ohne jeden Duft, und das war sehr schade. Ich hätte es gern gehabt, dass mein Blut geduftet hätte wie Harz. Immer schon habe ich gedacht, die Bäume sind den Menschen in vielem überlegen. Wir setzten uns, den Rücken an den Baum gelehnt, und stützten ihn in alle vier Himmelsrichtungen. Die kannten wir von der Tante, die Erdkundelehrerin gewesen war. Ich saß mit dem Gesicht zu unserem Haus, also nach Süden, sah die Buben im Osten und im Westen im Profil, Dina aber, die nach Norden saß, sah ich nicht, es war großartig, so zu kommunizieren.

»Diese Feuchtigkeit über den Treppen, aaa ... wie ... wie heißt die ... die könnte uns helfen«, sagte mein Cousin Doru zu meiner Verblüffung.

Ich starrte in den Süden, der vor meinen Augen lag, da gab es ein angelehntes Holztor. Ich begriff gar nichts. Mein Bruder fügte nachdenklich aus dem Osten hinzu.

»Jetzt können wir Löcher bohren, das geht ganz leicht.«

»Wie in Käse«, hörte ich Dina jenseits des dicken Stammes sagen.

Es verging einige Zeit, ehe auch ich sagte:

»Aha!«

Ich hatte begriffen, worum es ging, und blickte vor Freude hinauf zur Tannenspitze. Zwar konnte ich sie wegen der dichten Äste nicht sehen, aber ich wusste, dass auch sie sich ganz weit oben in den Himmel bohrte. Ich vermute, ich muss dir das erklären, du kannst es ja nicht wissen. Wir waren in jenen Wochen mit der Erforschung der Hauswände beschäftigt. Ich entsinne mich nicht, wer uns in den Kopf gesetzt hatte, es

könne einfach nicht sein, dass es in einem so alten, vor etwa dreihundert Jahren, wenn nicht mehr, auf Flusskieseln errichteten Haus keine Geheimgänge gibt. Wo sie anfangen und wo sie endeten, das wusste niemand, genug, es waren Fluchtwege, über die man entkommen konnte, vielleicht aber führten sie auch zu etwas Unvorstellbarem, wie im *Schatz im Silbersee*. So waren wir also seit Tagen dran, in Abwesenheit der Eltern, die uns gewähren ließen, die Wände abzuklopfen, vom Dachboden bis zum Keller, um herauszufinden, wo es voll und wo es hohl klang.

»Vielleicht stoßen wir auf Goldfuchslein«, sagte Dina.

Also wusste auch sie von den Fuchslein, die sich im Haus verbergen, sagte ich mir, aber wieder schwieg ich. Allerdings ließ mich eine Frage nicht los: Wie halten die dort durch, und was fressen sie? Ich hatte ein paar Stellen gefunden, wo es deutlich hohl klang, auch an der geschwungenen Wand des Treppenhauses, also mussten wir zu Taten schreiten, nämlich bohren. Und die Feuchtigkeit kam uns zu Hilfe.

»Wir könnten den Gevatter Partenie um Bohrwerkzeug bitten«, sagte Dina und stand auf, damit sie uns sehen konnte.

Niemand war erfreut über diese Idee. Der Gevatter Partenie, der im Erdgeschoss des gegenüberliegenden Hauses eine Vulkanisierwerkstatt betrieb, mochte Kinder sehr, aber er hatte die Gewohnheit, uns wie Federn in die Höhe zu schwingen und seinen stacheligen Schnurrbart an unserem Gesicht zu reiben. Ebenso gut hätte man sich mit Schmirgelpapier übers Gesicht wischen können. Damals schon fiel mir auf, dass die Liebe Formen annehmen kann, die einen nicht immer begeistern. Wir gingen ihm aus dem Weg, und das belustigte ihn besonders, er spielte den Menschenfresser, und wenn wir auseinanderstoben wie die Rebhühner, kriegte er eines von uns zu fassen, hielt es fest in seinen starken Armen mit den stählernen

Muskeln, die er zu zeigen wusste, indem er mehrfach die Faust ballte. »Ich freeeesse dich!«, sagte er und riss den Mund auf, in dem goldene Zähne funkelten, und wir stießen schrille Schreie aus. Er ließ uns mit all seinen riesigen Reifen spielen, die wir rollen durften, er ließ uns die schmalen Fahrradschläuche betrachten, wie sie auf und nieder schwankten, bis sie schließlich zur Ruhe kamen. Über der Vulkanisierwerkstatt, da gab's den Gevatter Hahner mit den Seinen. Der Gevatter Hahner grüßte den Gevatter Partenie auf Rumänisch, *Bună ziua, Bună seara*, wir aber grüßten ihn auf Deutsch, *Grüß Gott* und *Guten Abend*. Von den Großeltern aus dem ersten Stock waren ihre länglichen Kakteen gut zu sehen, die gerade rot blühten wie auf meinen Zeichnungen, vielleicht erblühten aber auch meine Zeichnungen so wie sie, das weiß ich nicht. Ihre Wohnung war was ganz Besonderes, denn wenn man sie durchquerte, gelangte man zu den Fenstern der Parallelstraße, der Silberschmiedgasse Argintarilor, die jetzt Sadoveanu hieß. Die Freundschaft der Familie Hahner mit unserer kam aus einer anderen Zeit, die ein Menschenleben vor unserer Geburt lag. Ihr Haus und unseres zwinkerten einander zu, aber das ihre hatte auch hinten Augen. Eines der vielen Dinge, in denen die Häuser den Menschen überlegen sind.

»Ich geh dann zum Herrn Blau«, sagte mein Bruder.

Das war ein Taschner, ebenfalls auf der Seite mit ungeraden Hausnummern wie Hahner und Partenie, etwas weiter hin zur Strada Republicii. Zwar hieß er Blau, war es aber nicht, eher dunkelhäutig. Und er war kein Deutscher. Wenn er arbeitete, war sein Mund mit gegerbten Riemen geschmückt, bunten Fransen, die nachzuwachsen schienen, sooft er einen davon nahm und an eine Tasche anpasste. Er hat unsere ersten Rucksäcke gemacht, extra für Kinder, ich habe nie etwas Schöneres gesehen, zumindest mein winziger war ein Schmuckstück.

Stets schenkte er uns irgendetwas, wenn wir zu ihm gingen, ein riemengeflochtenes Armband, einen Gürtel aus einem Lederrest oder einfach eine schöne Schnalle. Wenige Minuten später kam mein Bruder mit einem Päckchen angerannt und öffnete es ganz vorsichtig vor unseren Augen. Es enthielt etwa zehn große, starke, funkelnde Nägel, ein kleines Wunder.

»Hat er dich nicht gefragt, wozu du sie brauchst?«

»Nein, er hat geglaubt, der Großvater schickt mich, und hat ihn wie gewöhnlich grüßen lassen. ›Grüße an den Herrn Doktor von seinem alten Freund Blau ...‹ Und ich soll bloß aufpassen und nicht hinfallen und mich verletzen, fast hätte er es sich anders überlegt und sie mir zurückverlangt. Ich musste ihm versprechen, dass ich langsam gehe.«

»Das Versprechen hast du nicht gehalten«, sagte ich.

Es wurde geteilt: Anfangs bekam jeder zwei Nägel, und zwei blieben als Reserve. Dann aber nahmen sich die Großen je drei Nägel, und mein Bruder und ich bekamen je zwei. Schließlich hatten, ich weiß nicht, wie, alle andern drei Nägel und ich nur einen, weil ich klein war, wurde mir gesagt.

Sie beschlossen, wir sollten die »Operation Loch« am nächsten Tag starten: Gleich nach dem Mittagessen war es günstig, wir störten niemanden, genauer, es störte uns niemand. Am nächsten Tag versammelten wir uns also im kalten und feuchten Eingangsgewölbe, von wo aus die Treppen hinaufführten. Wir sichteten die Umgebung, es gab keinerlei Gefahr: Im Erdgeschoss waren Tante und Onkel Ionel eingenicht wie jeden Tag, im Obergeschoss gingen unsere Großeltern in dem Zimmer mit Fenstern zur Straße ihrem Alltag nach. Wir postierten uns im Treppenhaus, und Dina wies mit der Autorität einer Zwölfjährigen jedem einen Arbeitsplatz zu, indem sie mit Bleistift eine Stelle der Mauer ankreuzte, nachdem sie uns hatte schwören lassen, dass wir den Eltern, Großeltern, Onkeln

und Tanten, Großonkeln und Großtanten nichts sagen würden, niemals, *in alle Ewigkeit*, und wenn wir etwas sagten, sollte uns die *Pest* heimsuchen. Dabei waren alle Blicke, und das war ganz und gar ungerecht, auf mich gerichtet, die ich immerfort die Kleinste war.

Wir begannen mit dem Bohren. Obwohl die Wand feucht war, kam ich bei aller hartnäckigen Arbeit, von der ich erhitzt war und schlimmer zu schwitzen begann als das Haus, mit meinem Nagel gar nicht tiefer, er kratzte nur am Putz. Die anderen waren etwas tüchtiger, allerdings drang niemand zu einem Hohlraum vor. Die kleinen Tunnel, die unsere Nägel vortrieben, waren bald wieder verstopft. Als wir den Schlüssel im Hoftor hörten, stoben wir alle die Treppe hinauf. Dina und Doru trafen ihre Eltern in die Hausaufgaben vertieft an, mich und meinen Bruder fand Vater beim Schmalzbrotschmieren vor.

»Nein«, sagte er, »lasst mich das machen!«

Er hatte ein großes Brot gebracht. Mit dem Messer zog er das Kreuzzeichen darüber und schnitt drei Scheiben ab, die er auf der schwarzen Platte des Küchenherdes Typ Vesta röstete. Auf das geröstete Brot raspelte er Knoblauch, der mit starkem Duft auf der braunen, rauen Schnittfläche zu schmelzen schien, strich Schmalz und streute etwas Salz darauf. Wir aßen alle drei, es war wirklich toll. Dann zog Vater ein Heft des *Pif* aus der Aktentasche, begann uns die Abenteurer zu übersetzen, und wir vergaßen alles um uns her.

Am nächsten Tag war an Arbeiten nicht zu denken. Sooft wir die Treppen hinuntergingen – und das geschah in einem fort, denn die Kommunikation im Haus wurde durch Rufe und durch Kinder gewährleistet –, schielten wir ängstlich nach der Wand, wo drei Löchlein und Kratzer zu sehen waren, und wunderten uns, dass sie noch kein Erwachsener bemerkt



hatte. Die aber hatten andere Sorgen. Ein paar Tage später hielten sie Familienrat, wir lauschten der Reihe nach und hielten sofort auch unseren Rat an der Tanne auf dem Hof gegenüber. Erstens hatten wir mitbekommen, dass gerade in einer anderen Stadt in einem anderen Land einer von den Brüdern der Tante und unserer Großmutter gestorben war (die beiden waren Schwestern, deshalb war es normal, dass sie ein und denselben Bruder hatten, wurde mir erklärt). Sie waren einst ein Haufen Geschwister, dies war der vorletzte gewesen. Darum hatte die Tante rote Augen, deshalb zog die Großmutter ihr Taschentuch aus der unsichtbaren Tasche, dem Kleiderärmel. Ich fragte, was das heißt, er ist gestorben, aber niemand wollte es mir sagen. Ich hatte den Verdacht, sie wussten es selbst nicht. Dann aber schmiss uns Dina ein paar Worte ins Gesicht:

»Die reißen uns ab!«

Sie hatte gehört, wie die Großen klagten, »die reißen uns ab«, und dass die Strada Maiakowski, ehemals Sfântu Ioan, *in alle Ewigkeit* verschwinden würde. Echt jetzt? Und niemand wurde von der Pest befallen? Wenn ich *in alle Ewigkeit* hörte, wusste ich, dass unfehlbar die Drohung mit der Pest folgte, und dann *Amen*.

»Einfach so.«

»Wieso? Was hat es denn getan?«

»Wer hat was getan?«

»Das Haus, was hat es getan?«

»Das verstehst du nicht«, klärte mich meine größere Cousine großmütig auf. »Fang bloß nicht an zu heulen!«

Ich war schon ein bisschen beleidigt. Zum Weinen war mir nicht zumute, das alles war viel zu interessant. Wenige Tage zuvor hatte ich zum ersten Mal gehört, dass es die Möglichkeit gab, dass die ganze Welt abgerissen würde. Mein Cousin,

der gemäß der Familientradition in die deutsche Schule ging, zweite Klasse, war mit einem neuen, schwerwiegenden Wort nach Hause gekommen: *Weltuntergang*. Einen ganzen Abend redeten wir über das *Ende der Welt*, das bedeutete nämlich das Wort. Unser Haus war jetzt von einem *Weltuntergang* bedroht. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Das bedeutet, dass die uns irgendwie umsetzen«, sagte dafür Dina und biss sich mit einer Ernsthaftigkeit in die Oberlippe, die mich erstarren ließ.

»Wohin?«

»Es heißt, in Wohnblocks, irgendwo.«

»Aber wir bleiben zusammen, wir alle vier?«

»Nein, jede Familie kriegt eine Wohnung in einem anderen Block, vielleicht auch in einer anderen Straße oder einem anderen Viertel.«

Jetzt aber presste ich mein Gesicht an die raue, harzduftende Rinde der Tanne und sagte kein einziges Wort mehr, sonst hätten die mich bei den Tränen erlappt, die ich mir verstohlen von den Wangen wischte oder mit der Zungenspitze aus dem Mundwinkel leckte, um ihren salzigen Geschmack zu spüren: Sie schmeckten gar nicht schlecht! Es war also aus mit Dachboden und Keller, mit den Bohrungen in den Wänden, andere würden unsere Geheimgänge entdecken, es war Schluss mit dem Blick aus den Fenstern der Großeltern oder von Tante und Onkel und mit unserer kleinen Terrasse zwischen den Dächern, von der aus man die Farben der Bäume am steilen Hang der Zinne und auf den Herbst zu ihre weiche Nebelmütze sehen konnte. Und was geschah mit den Goldfüchslin, die in der Mauer wuselten? Die anderen drei aber gaben sich nicht geschlagen. Sie beratschlagten, was wir tun könnten, um die Banditen aufzuhalten. (In unseren Indianerbüchern hießen alle Bösen Banditen.) Wieso aber würden die uns eigentlich

abreißen? Das wusste niemand, wir mussten es dringend in Erfahrung bringen.

Es folgte eine Woche, die sehr schwer war für alle: für das Haus und für die Leute im Haus. Die Löcher über der Treppe waren überhaupt nicht mehr wichtig. Die Eltern sagten nichts, wir sagten ihnen nichts. Immer schon hatten wir uns gegenseitig geschont. Das Haus schwitzte.

Eines Tages kam Dina aus der Schule und rief uns bei der Tanne zusammen, um uns zu sagen, wie die uns abreißen würden: Sie würden uns in die Luft jagen. Ich nahm das für bare Münze, ich verstand keine Metaphern, also sah ich schon, wie mich jemand packte und in die Luft warf wie einen Ball, dazu das Haus und die andern, die mit mir einherflogen. Sie widersprachen mir nicht, sie schienen sehr besorgt. Trotzdem schmiedeten wir einen Rettungsplan. Im Geheimen natürlich.

Am Abend sollten wir eine Familie mit zwei gleichaltrigen Kindern besuchen, die Gastgeberin konnte wunderbar backen, ich freute mich sehr, wenn sie uns einluden. Ich zog mir vor dem Spiegel das beste Faltenröckchen an, aus Jugoslawien, und die himbeerfarbene Häkelbluse sowie die Sandalen mit rundgewölbter Spitze, als dann aber Mutter mir den Scheitel und die Stirnlocke kämmte, ließ ich plötzlich den Kopf auf ihre Knie sinken.

»Was ist denn los, mein Schatz?«, fragte sie, schob sanft die Hand unter mein Kinn, richtete meinen Kopf auf und sah mich aufmerksam an.

»Nichts!«, sagte ich, so lebhaft es nur irgend ging, und lächelte.

Sinnlos, wie mir Matei nachher sagte, ich hätte ernst bleiben müssen. Er war sehr streng, wenn es sich um die Geheimnisse der Gruppe handelte, und behandelte mich schulmeisterlich. Darum ging es aber gar nicht, ich hatte ein anderes

Problem. Wir machten uns auf, und schon an der Straßenecke ging ich in die Hocke und wollte mich nicht mehr rühren. Mutter legte mir die Hand an die Stirn, »du glühst ja«, sagte sie, brachte mich zurück und steckte mich gleich ins Bett, ließ mich ein paar Pillen schlucken und ging. Ich kam mir wichtig vor, so krank und allein zu Hause, das war ein neues Gefühl. In jener Nacht träumte ich zum ersten Mal vom *Weltuntergang*. Es war kein Albtraum, er machte mir keine Angst, es war wie ein Film, der Himmel und die Sterne und die Erde vermischten sich in goldenem Licht und rötlicher Lava, Menschen kamen keine vor, also musste niemand leiden, aber alles schmolz und drehte sich, es war kosmisch, grandios und traurig, weil ich wusste, dass bald nichts mehr sein, die Welt mitsamt Himmel und Erde im Abgrund versinken würde. Am nächsten Tag ging ich nicht in den Kindergarten. Um sieben Uhr morgens ging ich in meinem chinesischen Pyjama die Treppen von uns, »vom Dachboden« – wir wohnten zu viert in einem einzigen Zimmer, zu dem der ehemalige Dachboden ausgebaut worden war, und im Sommer schliefen wir manchmal auf der Terrasse –, hinunter in den ersten Stock zu den Großeltern. Mein Bruder hatte mir gerade noch den Auftrag erteilen können, ich sollte einen gestempelten und unterschriebenen Rezeptzettel vom Großvater beschaffen, auf dem sonst nichts stand. Ich wusste, wozu.

»Sie ist krank, Vater«, sagte Mutter zum Großvater, »sie hat seit gestern Abend Fieber. Wir kommen heute spät.«

»Bis heute Abend wissen wir, woran wir sind«, kam die Antwort.

»Wie aber fühlst du dich denn?«, fragte Mutter, erschrocken über den Anblick seines ausgezehrt bleichen Gesichts, in dem die Haut sich faltenlos spannte.

Großvater hatte ein Magenleiden, das sich dann und wann

verschärfte. Großmutter lud mich zu sich in ihr Bett mit dem algengleich geschwungenen Rahmen, von dem ich dir schon erzählt habe, und holte zu meiner Zerstreuung die kleine runde Schachtel mit dem Familienschmuck hervor. Ich begann die viel zu weiten Ringe, die Armbänder und Perlenketten anzuprobieren und den ziselierten Deckel der kleinen Taschenuhr auf- und zuzuklappen. Ich fühlte mich sehr gut, bei allem Unwohlsein. Großvater brachte mir ein bittersüßes Stückchen CAVIT, das mir diesmal nur bitter schmeckte. Ich nutzte die Krankheit aus und bat ihn, mir den Rezeptblock zu zeigen und eines der Blätter zu unterschreiben und abzustempeln. Er wunderte sich nicht, er lächelte, was er selten tat, meist mit uns, den Kindern, er holte ein Stempelkissen mit lila Tusche hervor, gab mir etwa fünf mit Unterschrift und Stempel versehene leere Rezeptblätter und forderte, ich sollte mit ihm zusammen lesen, was da stand. Ich konnte schon ein paar Großbuchstaben, aber nicht alle, das S zum Beispiel gelang mir nie, ich malte die Bäuche immer andersrum. Das Y, von dem man nicht behaupten kann, dass es im Rumänischen besonders nützlich ist, konnte ich perfekt, es sah aus wie die Zwillie meines Bruders und wie das Hühnerknöchlein, an dem wir zerrten, wenn wir Wettknochen spielten. Dann zeigte mir Großvater, dass die Buchstaben auf dem Stempel verkehrt waren und ich sie im Spiegel richtig lesen konnte, was ich sehr merkwürdig fand.

Ich war begeistert von meinem vollen Erfolg. Wir führten Folgendes im Schilde: Wir würden die Banditen, die uns abreißen wollten, mit Tabletten einschläfern. Wir mussten nur in Erfahrung bringen, wie eines dieser Schlafmittel hieß, ansonsten stand der Plan: Wir schreiben das Rezept, indem wir Großvaters weitgeschwungene Schrift nachmalen, kaufen das Medikament, lösen es in Tee auf und bieten diesen den Leuten

an, noch bevor sie uns in die Luft jagen. Wenn sie eingeschlafen sind – wir wollten sie lieber gefangen nehmen, wie es die Guten in den Büchern machten, und nicht umbringen und auch nicht skalpieren, wie es die kriegerischen Apatschen oder Komantschen taten –, dann klauen wir ihnen die Gerätschaften, und noch ehe einer zu sich kommt, schmeißen wir sie in den Faulbach (ein anämisches, stinkendes Flüsschen, auf das die Stadt nicht stolz sein konnte, daher auch sein Spitzname).

Bis zum Abend war ich überall voller roter Pusteln, ich staunte, wie sie unversehens aus dem Nichts auftauchten und sich an allen möglichen Orten des Körpers ansiedelten, selbst in den Ohren, unter den Augenbrauen oder zwischen den Zehen. Die Krankheit hieß Masern, auf Rumänisch *pojar*, was auch Glut bedeutete. Von mir griff diese Glut auf die anderen über, jeder lag glühend in seinem Bett, sodass wir nicht mehr kommunizieren konnten und ich nicht mit den gestempelten Blättern aufzutrumpfen vermochte.

Noch bevor wir wieder gesund waren, begannen die Abrissarbeiten auf der Strada Maiakowski in hohem Tempo. Der Staub und der Lärm drangen in den Hof und durch die Fenster in die Zimmer. Es wurde schnell und, wie Mutter feststellte, etwas planlos gearbeitet, und die Arbeiter sahen gar nicht aus, wie wir uns die Banditen vorgestellt hatten. Sie waren wortkarg, hatten starke Arme wie der Gevatter Partenie, und wenn sie rasteten, rauchten sie. Besonders merkwürdig war, wie sie zu Mittag aßen: Sie legten die Jause, die sie von daheim mitgebracht hatten, auf den Boden, auf Zeitungen, die sie auf dem Gehsteig ausbreiteten, und setzten sich daneben, ohne sich umzuschauen, sie hatten nur Augen für das, was sie aßen. Sie aßen, wenn ich es recht bedenke, genau so, wie sie arbeiteten. Sprengstoff kam nicht zum Einsatz, Dina hatte sich geirrt,

nichts wurde in die Luft gejagt, man hörte nur die Rufe der Leute und die Krampenschläge.

Ich war in der Rekonvaleszenz, immer noch in Großmutter's Bett, sie hatte gerade einen Brief gelesen und schnäuzte sich in das Taschentuch, das sie aus dem Kleiderärmel gezogen hatte, da ließen sie mich aufstehen oder bemerkten eher in ihrer Aufregung nicht, dass ich es getan hatte, und so konnte ich den Abriss des Hauses von Herrn Hahner mitansehen. Die blühenden länglichen Kakteen waren verschwunden. Dem Haus waren die Augen entfernt worden, und ohne sie sah es furchtbar aus. Unten sah ich auch den Gevatter Partenie, den schnauzbärtigen Menschenfresser, der aus der Ferne verfolgte, wie die Mauern der Vulkanisierwerkstatt zum Einsturz gebracht wurden. Er ballte die Fäuste wie dann, wenn er uns seine eisernen Muskeln zeigte.

»Er weint«, sagte jemand, und in der Tat, er weinte.

Ich habe ihn nie wieder gesehen. Die Hahners, die Kindheitsfreunde unserer Mutter und der Mutter unserer Cousins, mit denen sie am Fenster Zeichen ausgetauscht hatten, als sie so klein waren wie wir, stellten mit ihrer Tochter Liese, nachdem sie umgesiedelt worden waren, den Antrag auf Ausreise nach Deutschland. Sie hinterließen uns alle Bücher von Karl May in Fraktur und die länglichen Kakteen, die allerdings nicht mehr lange lebten. »Sie hatten kein Licht«, sagte Großmutter, unsere Fenster gingen nach Norden. Liese schreibt uns heute noch, und manchmal ruft sie uns an. Von all dem, was drüben gewesen war, blieb nichts stehen außer der einsamen Tanne. So aber, wie sie dastand, ohne den Hof mit zwei Eingängen, auf dem man sich verstecken konnte, betrachteten wir sie nicht mehr als die unsere, und sie selbst schien auch nicht mehr zu wissen, wo sie hingehörte auf dieser Welt. Anklagend bohrte sie sich in den Himmel. Sie sah ihrem Ende

entgegen. Die Kirche Sfântu Ioan hatte jetzt eine riesige blinde Außenwand, eine andere Kirche am Boulevard allerdings war abgerissen worden. Unser Haus blieb stehen wie alle auf der Seite mit den geraden Hausnummern, aber es schwitzte weiterhin viele Jahre, auf der gegenüberliegenden Seite waren etwa acht ungerade Hausnummern verschwunden. Einstweilen war dort eine große Lücke, und wir wussten nicht, womit sie ausgefüllt werden würde. Zum ersten Mal sah unser Haus mit seinen Augen aus dünnem Glas den Stadtpark. Wir waren die Masern los. Eine Woche später gingen wir alle in die Sommerferien.

So habe ich damals begriffen, dass Menschen leiden, wenn ihr Haus stirbt. Für mein Teil hatte ich gar keinen Zweifel, dass auch das Haus leidet, wenn einer seiner Menschen stirbt. Damals war unser Haus noch sehr glücklich: Alle seine Menschen waren am Leben.